

(Nachdruck verboten.)

## 9) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

„Warum reden wir eigentlich nichts?“ sagte Asmus endlich.

„Um,“ machte Herrig, „weil wir nichts mehr zu streiten haben. Ich habe nach und nach alle Deine Anschauungen angenommen.“

Asmus erschraf fast, als Herrig so nüchtern den wahren Sachverhalt feststellte. Er hatte recht: das innere Freundschaftsverhältnis war eigentlich abgestorben. Anschauungen aber, die man von einem anderen angenommen hat, weil man nichts mehr zu erwidern wußte, sind immer ein zweifelhafter Reichtum gewesen.

Asmus indessen ertrug es nicht, einen toten Freund mit sich herumzuschleppen. Er versuchte, von seinem Blut in die Adern seines kalten, blahhaarigen Freundes hinüberzuleiten. Sie wollten an den herrlichen Sonnabend-Feierabenden etwas zusammen arbeiten. Und er holte Schillers Briefe über ästhetische Erziehung hervor, an denen er sich schon einmal geärgert hatte, weil er sie nicht verstand. Vielleicht gelang es, sie mit zwei Köpfen zu bewältigen. Aber nach einigen Briefen mußten sie's abermals aufgeben. Nun studierten sie Latein zusammen und lasen den Gallischen Krieg. Auch andere römische Autoren lasen sie; wenn sie ihnen lateinisch zu schwer waren, dann in Uebersetzungen, und in den anschließenden Unterhaltungen fanden die alten Herren eine mehr oder weniger endgültige Beurteilung.

„Dieser Ovid ist doch ein fürchterlicher Quatschlopp!“ rief Herrig eines Abends aus.

Das ärgerte Asmus und er versetzte:

„Und Dein Sueton ist ein altes Waschweib.“

Auf solche Weise erwärmte sich nach und nach wieder das Freundschaftsverhältnis; bald aber sollte es trotzdem für immer erkalten.

John Herrig schöpfte nämlich aus seinem Freunde noch einen reellern Reichtum als den der Weltanschauung. Wenn sie auf ihren Ausflügen einkehrten, um zu ihrem mitgenommenen Frühstück ein Glas Bier zu trinken, so zahlte Asmus regelmäßig die Beche und teilte die vom Vater erhaltenen Zigarren mit seinem Freunde. Er sagte sich nämlich: Wenn er Geld hat, so wird er sich natürlich rebanchieren; wenn er keins hat, versteht es sich von selbst, daß der bezahlt, der etwas hat. Und Asmus erwischte hin und wieder Privatstunden, die mit 50 Pf. bezahlt wurden.

Und wenn sie zurückkehrend, hungrig, durstig und müde von der Sonnenhitze, in Oldensund eintrafen, dann fand es Asmus unmenschlich, den Freund noch eine Stunde weit nach seinem Mittagessen gehen zu lassen, und er sagte: „Komm mit und ich mit mir; meine Mutter wird wohl soviel haben.“

Und Frau Rebekka, die für sieben Menschen kochte, darunter für fünf Söhne, deren Appetit täglich wuchs und sich nach oben hin jedem Voranschlag entzog, hatte auch noch genug für einen achten, und sie, die nach einem Worte ihres Gatten so sparsam war, „daß sie den Flicken eines Flicdens flickte“, und das so akkurat, daß Herr Aufderhardt, der Schneider, ausrief: „Das ist so schön gemacht, daß ich es nicht besser machen kann!“ — sie, die aus einem Rock eine Weste, aus der Weste eine Mütze, aus der Mütze einen Handschuh, aus dem Handschuh ein Buklappen machte, und so das arme Tuch in Wahrheit zu Lode hegte, um es zuletzt noch an den Lumpenhändler zu verkaufen, — sie strahlte von Geiterkeit und Stolz, wenn ein Gast an ihrem Tische saß und tüchtig einhieb. Das war eben eine der leichtsinnigen Annahmen, die sie von ihrem Gatten übernommen hatte, daß sie sich für berechtigt hielt, unbeschränkte Gastfreundschaft zu üben. Wer im Augenblick einer Mahlzeit als Freund das Semperische Haus betrat, der wurde an den Tisch gebeten, das war eine Ueberlieferung von Semperischen Urvätern her.

Und nun merkte Asmus eines Tages, daß dieser Satan, dieser Herrig, doch Geld hatte! Und daß es ihm gleichwohl gar nicht einfiel, sich zu „rebanchieren“. Diese Entdeckung machte Asmus von oben bis unten gefrieren. Von allen

Dastern, soweit er sie bis jetzt kennen gelernt hatte, war ihm eins immer als das häßlichste erschienen: der Geiz. Und mit einem Schlage war er aufgetaut, und aus dem Grunde seines Herzens atmete er auf, als Herrig bald darauf, nachdem er den Freund für die nächste gemeinsame Arbeit in seine Wohnung geladen hatte, hinzufügte: „Du kannst ja dann bei mir zu Abend essen.“

Gott sei Dank, dachte Asmus, er ist doch nicht geizig.

Als Asmus am nächsten Sonnabend in die Stube seines Freundes trat, fiel ihm sofort dessen Verlegenheit auf. Nach einiger Zeit stotterte Herrig:

„Abend — Abendbrot hast Du wohl schon gegessen!“

„Ja,“ sagte Asmus, „Adieu!“ Und nun war er sich klar über John Herrig.

Er hatte vorläufig kein Glück mit den „Freunden“ unter seinen Studiengenossen.

## 10. Kapitel.

(Asmus als Königsräuber und Galeerensträfling, als Tasso und Petrarca. Er erneuert eine gewisse, für die Folge nicht unwichtige Bekanntschaft).

Ob er den Freund in seinem andern Wirtshospitanten, jenem Jüngling mit der hebräischen Handschrift finden sollte, der seit einiger Zeit mit ihm denselben Weg zur Schule ging? Claus Münz war ein guter Kerl; aber er redete zu viel von seinen Muskeln. Er war nämlich vierährig und starkknöchig wie ein Arbeitspferd, und wenn er Sempern die Hand gab, drückte er sie zum Beweise seiner Geldennatur so stark, daß Asmus das Gesicht verzog, und dann wieherte Claus Münz aus vollem Halse wie ein Ros. Er entblözte täglich einmal seinen Arm, um den Bizeps zu zeigen, und hatte den sehnlichen Wunsch, einmal mit einem Athleten vom Spezialitäten-theater ringen zu dürfen. Es sei ein Jammer, sagte er, daß er als Schulmeister nur sechs Wochen dienen könne, sonst würde er zu den Gardehusaren kommen, und dann hätte er vielleicht einmal tüchtig in die Franzosen einhauen können. Er hatte als Knabe jenen Geschichtsunterricht empfangen, nach dem die Franzosen Lumpenhunde sind, die Deutschen hingegen bieder und treu. Asmus machte sich anfangs ein Vergnügen daraus, die Franzosen auf jede Weise herauszustreichen; aber bald ward ihm dieser Streit zu dumm. Claus Münz war auch in allen Muskeln und Knochen königstreu; Asmus hingegen war überzeugter Tyrannenmörder. Zwar konnte er kein Tier, geschweige denn einen Menschen leiden sehen, und sein schlimmster Feind hörte auf sein Feind zu sein, sobald er litt; aber so sehr er Cäsar bewunderte und liebte, an den Iden des März und bei Philippi hatte er's mit Brutus gehalten, sein Herz hatte den Mörser, den Harmodius und Aristogeiton, den Tell und ihren Genossen gehört. Nun war es geschehen, daß ein Mann namens Nobiling auf den Kaiser Wilhelm geschossen und ihn verwundet hatte. Claus Münz war außer sich vor Entrüstung. Asmus, der in der Arbeitsstube der Zigarrenmacher den ersten Wilhelm kaum anders als „Kartätschenprinz“ hatte nennen hören, hatte ein lebhaftes Mitgefühl mit dem alten Manne, wenn er ihn sich auf seinem Schmerzenslager dachte, und beklagte die Tat des Mörders; aber er ersuchte doch auch den mit allen Muskeln wütenden Freund, gefälligst nicht zu vergessen, daß Wilhelm I. und Bismarck Tyrannen seien. Er war der Meinung, daß es Fürsten und Minister, Herrschende und Besitzende durchaus in der Hand hätten, dem Volke Brot und Freiheit zu geben, und daß nur Herrschsucht und Gabsucht sie daran hinderten. Die Erkenntnis, daß wir alle unter dem Zwange der Notwendigkeit stehen und daß es keine abhängigeren Menschen gibt als die Herrschenden, daß wir alle an Händen und Füßen, die Herrschenden aber an jedem Finger und jedem Haar von Fäden gezogen und geleitet werden, die aus dem Unendlichen kommen, es sollte noch lange währen, bis ihm diese Erkenntnis aufging. Die Geschichtsstunden des Herrn Stahmer hatten wohl ein leises Ahnen von der ehernen Verkettung der Dinge in ihm erweckt; aber dieser Unterricht war zur kurz gewesen und hätte wohl auch, wenn er länger gewährt, aus den jungen Keimen einer Jünglingsseele — einer Kindesseele fast — keine Bäume machen können. Die Geisteskräfte des guten Claus Münz aber waren vollends nicht dazu geschaffen, den jungen Semper zu überwältigen; dieser gab





Bei gewöhnlicher Zimmertemperatur oder in besonders konstruierten Wärmekästen bei der Temperatur des menschlichen Körpers. Bald sieht man nun, falls nicht die Bakterien infolge irgendwelcher ungünstiger Umstände zugrunde gegangen sind, an einzelnen Stellen des Nährbodens verschiedenartige Trübungen auftreten, die sich rasch vergrößern. Diese Flecke sind neuentstehende Bakterienkolonien, und zwar jede nur aus einem Keim hervorgegangen und daher auch nur Bakterien dieser Art enthaltend.

So ist es also gelungen, das scheinbar unentwirrbare Bakterienengemenge voneinander zu isolieren. Die Kolonien zeigen je nach den Arten verschiedenes Aussehen. Bald sind sie größer, bald kleiner, bald scharf begrenzt, bald mit verschieden gestalteten Ausläufern versehen. Die einen liegen als Häutchen oder Knöpfchen an der Oberfläche, andere fressen sich in den Nährboden hinein, wieder andere haben die Eigenschaft, den Nährboden zu verflüssigen (daher die Eigenschaft mancher Käse zu laufen\*, denn der Käse ist ein Nährboden für bestimmte Bakterienarten, die sich dadurch dankbar zeigen, daß sie dem Käse einen besonderen Geschmack verleihen).

Einige Bakterienkolonien bilden Farben, so blau, braun, grün, blutrot. Besonders die letztgenannte Art, der Bacillus prodigiosus, hat früher viel Unheil angerichtet, wenn er sein rotes Banner auf geweihten Hostien entfaltete und zu der mörderischen Legende von „blutenden“ Hostien Veranlassung gab. Es ist nun möglich, von den einzelnen Kolonien wiederum auf besondere Nährböden abzuimpfen und so das Verhalten der Bakterien unter den verschiedenartigen Einflüssen kennen zu lernen. Man kann die Nahrung, das Licht, die Wärme, die Luft, die Feuchtigkeit verändern, kann diese oder jene Chemikalien in ihrer Einwirkung auf die Bakterien prüfen, kann andererseits die von den Kleintieren gebildeten Stoffwechselprodukte untersuchen, kurz, kann mit den Bakterien experimentieren wie mit eingefangenen Tieren. Einer der wichtigsten zu prüfenden Punkte ist das Verhältnis der Bakterien zu menschlichen oder tierischen Krankheiten. Man mußte schon früher, daß die Uebertragbarkeit mancher Krankheiten, wie Milzbrand, Diphtherie, Typhus usw., an das Vorhandensein von organisierten Wesen gebunden sei; man hatte z. B. auch bei milzbrandkranken Tieren mikroskopisch kleine, fadenförmige Gebilde im Blut gefunden, ohne doch die Rolle, die diese Gebilde bei der Entstehung der Krankheit spielten, ergründen zu können. Auch hier erwies sich Robert Kochs Methode als bahnbrechend. Nachdem es ihm gelungen war, jene Gebilde zu züchten und zu isolieren, übertrug er sie auf lebende gesunde Tiere und diese erkrankten an Milzbrand. Der Milzbrandbazillus war entdeckt und als Ursache der Erkrankung nachgewiesen.

Damit tritt die vierte Methode der Bakterienforschung in ihr Recht, die der Uebertragung auf Tiere. Wenn bei einer bestimmten Krankheitsform regelmäßig Bakterien gefunden werden, die ihrem Farbevermögen, ihrer Züchtung und allen sonstigen Eigenschaften nach stets dasselbe Bild zeigen, d. h. als sichere Art erkannt sind, so muß der Nachweis erbracht werden, daß sie auch wirklich die Urheber jener Erkrankung und nicht etwa nur als zufällige Begleiterscheinung zu betrachten sind. Man versucht daher durch Uebertragung der rein gezüchteten Bakterien auf Tiere bei diesen die entsprechende Krankheit hervorzurufen. Ist die betreffende Krankheit, z. B. die Tuberkulose, schon als Tierkrankheit bekannt, so macht das Gelingen gewöhnlich keine Schwierigkeit, vorausgesetzt, daß die gefundenen Bakterien wirklich die Krankheitserreger sind. Mitunter handelt es sich aber um Krankheiten, die dem Menschen eigentümlich sind, zum Beispiel um Typhus. Dann gelingt es nur sehr schwer, empfängliche Tiere dafür zu finden, oder der Versuch mißlingt in dieser Hinsicht überhaupt, so daß man sich an konstantem Bakteriennachweis in allen untersuchten Fällen genügen lassen muß.

Die Bakterien verdienen aber die Ehrenrettung, daß sie nicht unter allen Umständen schädliches oder bestenfalls unnützes Gesindel darstellen. So war schon oben erwähnt, daß es Bakterienarten sind, die dem Käse seine beliebtesten Eigenschaften verleihen. Bakterien sind es, die uns zur dicken Milch verhelfen; Bakterien fabrizieren aus Spiritus den Essig; Bakterien reinigen die Flüsse von den organischen Schlemmstoffen, die sonst alles verpestet würden; Bakterien haben wahrscheinlich großen Anteil am geregelten Gange der Verdauung. Und schließlich sind es Bakterien, die an den Wurzeln vieler Pflanzen sitzen, diesen den Stickstoff der Luft und des Bodens zuführen und so zum Gedeihen wichtiger Nahrungsmittel wesentlich beitragen. —

## Kleines feuilleton.

### Musik.

**Ueber Volksliedpolitik,** die ja neuerdings bei uns auch in Mode gekommen ist, macht Richard Wacka im zweiten Aprilheft des „Kunstwart“ beherzigenswerte Ausführungen. Er wendet sich gegen die Bevormundung von oben her, gegen die toten Formeln des grünen Tisches und will lieber die natürlichen Quellen erschließen.

Wir sehen, schreibt Wacka, wieder mitten in einer Bewegung zugunsten des Volksliedes. Herrscher und Staaten nehmen sie in ihren Schutz. Hofkapellmeister, Musikdirektoren, Chorregenten und Musiklehrer werden zu Ausschüssen zusammengetan und sehen eine ausgebreitete Sammeltätigkeit ins Werk. An Pfarrer, Ärzte,

Lehrer usw. tritt man heran, man forscht, man zeichnet auf, man vergleicht, man veröffentlicht, bis vielleicht einmal der ganze ungeheure Niederhört des Volkes mitamt den Gearten in Papier und Druckerzwänge umgewandelt ist. Und dann? Dann stehen wir immer noch am alten Fleck, denn ob tausend oder zehntausend Volkslieder im Druck vorliegen, ist für den lebendigen Volksgejang ganz einerlei. Den Nutzen hat nur die Wissenschaft, die ihr Register erweitert. Die kulturell wichtige Frage, wie all diese mühsam aufgestapelten Werte endlich wieder in Umlauf gebracht werden sollen, wird fast niemals gestellt.

O du armes Waisenkind Volkslied! Seit Herber die Freude an dir geweckt hat, haben sie dich schier umgebracht mit ihrer Liebe! Da waren zunächst die Liebtafeln. Weil es unter den Volksliedern eine beträchtliche Anzahl gibt, die gesellige Lieber sind und sich im harmonischen Satz vortrefflich ausnehmen, wurde ein neuer Paragraph aufgestellt: „Es muß alles vierstimmig werden.“ Und so paulten denn Regionen von biederen Sängern ihre Parte ein, vor allem eifrig bedacht, den vorgezeichneten Ton zu treffen. Was als individueller, befeelter und lebendiger Vortrag eines einzelnen gedacht war, das sangen nun ganze Scharen nach dem Stab eines ehrenfesten Taktschlägers. Melodien, die bestimmt waren, vom Vortragenden mit voller Freiheit und schöpferischer Phantasie dem wechselnden Inhalt der Liedstrophen angepaßt und wie plastischer Ton unter der Hand des Bildners fast improvisatorisch behandelt zu werden, wurden pedantisch nach den vorgeschriebenen Notenwerten abgesehen oder man strebte bei den „guten“ Chören der Virtuosität und dem Raffinement zu, die den Schein erwecken konnten, dieser vielköpfige Singkörper sei eigentlich nur ein einziges Instrument. Der Chorgesang, der doch nur für eine besondere Volksliedgruppe paßt, hat in seiner stillwirdigen Erstreckung auf die ganze Breite des Volksliedes ihm das gesunde Lebensblut entströmen lassen und an dessen Stelle als schlechten Ersatz nicht selten eine falsche Kraftmeierei und schwächliche Sentimentalität in die übriggeliebene Melodienhülle ergossen. Er hat es verschuldet, daß manche unter Volkslied schließlich nur noch lyrische Dufteleien oder Surrealieder verstehen wollen. Das so gut gemeinte Volksliederbuch des deutschen Kaisers leidet vor allem an dem Uebel, daß sich die Herausgeber nicht immer klar darüber geworden sind, was im Munde eines Männerchores möglich und passend ist und was nicht. Es mußte eben alles vierstimmig werden.

Diese einseitige Betonung des Musikalischen seitens der Hüter des Volksliedes von Berufs wegen hat dem Volksliede überhaupt viel Schaden gebracht. In völliger Verrennung des Wesentlichen haben große Tonmeister versucht, dem Volkslied ein erhöhtes künstlerisches Interesse zu verleihen, indem sie ihm ein prächtiges, farbenreiches, kunstvoll gewebtes harmonisches Gewand anlegten. In dieser „großen Toilette“ führt man es dann auch wohl vor das Konzertpublikum. Hof- und Kammer Sänger ließen sich herab, Volkslieder in demselben Stile vorzutragen, wie sie sonst Kunstlieder zu singen pflegten, mit vollendeter Tonbildung usw. Es klang ja sehr schön, die melodische Linie kam wunderbar hervorzutage, und schon der Abwechselung wegen, die sie brachten, gefielen diese Volksliederabende sehr. Aber dem Volksliede selbst war damit nicht geholfen. Denn das Volkslied hat seinen e i g e n e n S t i l l , es ist nicht nur einfacher als das Kunstlied, sondern auch wesentlich anders geartet. Das wissen unsere Volkslieder und die Vorkämpfer des echten Volksliedes, ein Heinrich Scherrer, ein Robert Kothe in München, eine Wolzogen und überhaupt alle, die mit dem Wesen des Volksliedes durch langen praktischen Umgang wohl vertraut sind. Es besteht bei uns kein eigentlicher, durch eine wohlbewachte Ueberlieferung zusammenhängender Volksliedertand, wie in Frankreich, aber wenn ich über den echten Vortragstil des Volksliedes Bescheid wissen will, frage ich lieber bei einem Brettlfänger an als bei einem Musikhistoriker. Denn die beiden Gattungen mögen inhaltlich verschieden sein: die Gesänge des Vortrages sind bei beiden die gleichen. Weil die Ausdrucksmittel beider die nämlichen sind, nämlich eine aus dem Stegreif abzuwandelnde, plastische Melodie, die Wiederholung der Verse und Versglieder und der Reimreim. Wie man diese Mittel, die dem gewöhnlichen, an Kunstmusik gebildeten Sänger als rein formelle Erscheinungen gelten, nicht als gleichgültige Zutaten, vielmehr als die stärksten Krämpfe des Lieberstils behandeln, wie man ein und demselben melodischen Gebilde die verschiedensten Ausdrucksnuancen abgewinnen kann, wie sich das bichterische und musikalische Element in ganz besonderer Weise innig durchdringt, darüber zu lehren gibt es noch keine Schule und kein Konservatorium. Man höre nur, wie Scholander oder wie die Vette Guilbert einen Reimreim behandeln!

Nicht in den Sangvereinen, nicht in den Konzertsälen steht die Wiege für die Geburt des Volksliedes bereit, ich glaube vielmehr, daß in Kabarett und Variété, wenn auch in verrohter und vielfach entarteter Gestalt, die Keime desjenigen Stils liegen, dessen das Volkslied bedarf und der nur eine entsprechende Veredelung erfahren muß, um uns wieder starke, künstlerische Eindrücke zu vermitteln. Eine „gute“ wandernde Volksliedergesellschaft, deren Programm die besten Volkslieder bringt, scheint mir einer Unterstützung aus öffentlichen Mitteln mindestens ebenso wert wie ein mit den Leuchten der Wissenschaft und Kunst umsehender grüner Tisch. Jener würde Leben schaffen, diese häufen totes Material. —